



Gut gemeinter Rat einer Zahnarztpraxis an die Banker im Finanzdistrikt von Reykjavik.

Island geht baden

Mit der FINANZKRISE ist das einst teuerste Land Europas zum Billigziel geworden. Eine Reise auf die Vulkaninsel ist jetzt wärmstens zu empfehlen. Text: Annabel Dillig, Fotos: Julian Baumann



Deborah und Gys aus Holland vor der Blauen Lagune: »Wir wollten immer nach Island, jetzt konnten wir es uns leisten.«



Geländegängig: Guide Börkur Hrólfsson.



Krisensicher: See im Vulkan Kerid.

am Abend zuvor hat die Erde gebebt. 4,9 auf der Richterskala. Wenn Island ein Chemiebaukasten ist, mit dem der liebe Gott noch gelegentlich spielt, dann ist die Blaue Lagune das dampfende Reagenzglas darin. Und in das steige ich gerade. Milchigblau hebt sich die Flüssigkeit von der scharfkantigen Lava der Halbinsel Reykjanes ab. Vergessen auf einmal, wie durchgefroren ich war. Wie mürbe vom ständig an Kleidung und Nerven zerrenden Wind. Jetzt löst sich alles auf. Die Konturen, der Verstand, irgendwann auch die Haut. Nur noch kaltes Wasser von oben, heißes von unten und Dampf dazwischen.

Island geht baden. Doch in der Blauen Lagune, der spektakulärsten Touristenbadewanne der Insel, ist von der Krise nichts zu spüren. Während ich neben einem Pärchen aus Holland in das cocktailfarbene Wasser tauche, muss ich daran denken, was Jón Sigurdur Ingasson, der für den Reiseveranstalter Nordic Visitor arbeitet, am Telefon gesagt hat: Die Leute kochen vor Wut. Wer aber einen Eindruck davon bekommen wolle, müsse in die Hot Pots, in denen

die Einheimischen baden. Und so haben wir uns für den Abend in Islands größtem Schwimmbad »Laugardalslaug« verabredet. Dorthin kommen die Isländer, morgens vor der Arbeit oder abends, und reden nur über eines: wie alles so weit kommen konnte.

In Hot Pot Nummer 3 ist die Stimmung wie das Wasser: aufgeheizt. »Je heißer das Becken,

Investmentbanker waren die modernen Wikinger: furchtlos und risikofreudig

desto besser die Stammtischthesen«, flüstert Jón, da klinkt er sich schon ein und diskutiert mit drei Männern, die sehr rote Köpfe haben. Wie dieses Land in nur sieben Jahren von einem der ärmsten Länder Europas zu einem der reichsten aufsteigen konnte. Und welchen Preis sie jetzt dafür zahlen müssen. Wie sich die Regierung hat verlocken lassen vom Kapi-

tal ausländischer Investoren und wie sie nun völlig überfordert gegen den Staatsbankrott kämpft. Wie die Krone innerhalb eines Jahres mehr als zwei Drittel an Wert verlieren konnte. Und wie es sein kann, dass ganze Siedlungen in Reykjavik aus Bauruinen bestehen, die nicht mehr bezahlt werden können.

Ich sehe in den schwarzen Nachthimmel über Reykjavik, der schwärzer ist als jedes Schwarz. Neben mir Jón, der bei 42 Grad noch immer stoisch ausharrt, während ich nur an eines denken kann: Morgen werde ich zur großen Tour aufbrechen und weit weg sein von den finanzpolitischen Erschütterungen der Hauptstadt. »Ich muss raus«, sage ich schließlich.

Hulda Ros Gudnadottir hat dem Glauben an den nie versiegenden Kredit, dem sich hier so viele hingegeben haben, nie getraut. Die 35-jährige, hochschwangere Künstlerin wohnt in einem kleinen, bunten Apartment in der Nähe der Hallgrímskirkja, der Kirche, die aussieht wie ein weißer Eiszapfen, dem Wahrzeichen Reykjaviks. Immer wieder hat sie versucht, mit ihren Arbeiten jene Blase anzupiksen, in der sich die Isländer über Jahre befunden ha- ➤



Islands Springbrunnen: der Geysir Strokkur.



Künstlerin und Fast-Mutter: Hulda Ros Guðnadóttir.

Weil die Kredite niemand mehr bezahlen kann, stehen ganze Siedlungen voller Bauruinen.

► ben. Ihre Installation »Don't stop me now. I'm having such a good time« etwa zeigt einen Banker, der mit einem Pferd aus wertlosen Materialien auf einer Welle des Erfolges reitet. »Mit dem Queen-Song war 2007 eine Bankwerbung unterlegt. »Don't stop me now ...« Für mich war das schon damals unglaublich zynisch«, sagt Hulda, während sie sich aus ihrer roten Teekanne nachgießt. Als Hulda Spider- spoon, so ihr Pseudonym, hat sie bereits in Berlin und London gearbeitet, aber wie die meisten jungen Isländer, die es wegzieht, ist sie nach Reykjavik zurückgekehrt. Nicht zuletzt, weil sie hier ihr Kind zur Welt bringen will. Es soll Esja heißen, wie der mächtige Vulkan im Westen der Hauptstadt. Als sie wiederkam, war die Finanzblase gerade am größten. Banken wie Glitnir oder Kaupthing lockten mit Zinsen von 5,65 Prozent Kunden aus Europa, vor allem aus England, auch 30 000 Deutsche. »In der Öffentlichkeit wurde der Investmentbanker als der moderne Held Islands gefeiert – als furchtloser Wikinger, der es mit den großen Finanznationen aufnimmt«, sagt Hulda. »Das kleine Island war

komplett größenwahnsinnig geworden« – und hatte das Gefühl für Wert und Währung verloren: In Reykjavik kann man alles, auch Kleinstbeträge beim Bäcker, mit Kreditkarte bezahlen. Wie viele der Jungen, Kreativen erhofft sie sich von der Krise eine Neubestimmung dessen, wovon dieses Land leben soll. Staatsbankrott, Regierungskrise, ein rauer

Die Sonne steht tief, obwohl es zwölf Uhr ist

Winter. Es sind düstere Tage in Island. Spät zeigt sich die Sonne am nächsten Tag. Erst um kurz vor zehn wird es richtig hell. Als Börkur Hrólfsson auf einer Anhöhe im Nationalpark Þingvellir seinen Geländewagen anhält und aussteigt, schweigt er zum ersten Mal. Auf der Fahrt in seinem überdimensionierten Fahrzeug, das mehr Truck ist als Jeep, hat Börkur noch über die Regierung und die verantwortungslosen Banker hergezogen. Ohne Unter-

brechung schimpfte er in seinem isländischen Englisch, während er auf Schotterwegen über Lavafelder brettete, in denen Risse klaffen wie offene Wunden. »Whole europe is laughing about us«, sagte er und rollte das r bei »Jurrop« spektakulär. Doch jetzt ist er still. Er zieht die Kette mit dem hölzernen T aus seinem Anorak hervor, das für Thor steht, den Gott, an den er als Anhänger der nordischen Mythologie glaubt. Das wird der harte Brocken Börkur mehrmals tun an diesem Tag, immer dann, wenn er ein bisschen sentimental wird. Er hält die Kette fest in der Hand und blickt gegen die Sonne, die tief steht, obwohl es fast zwölf Uhr ist. »Dies ist ein magischer Ort«, sagt Börkur. Sein Blick schweift von mit leuchtendem Moos bewachsenen Lavafelsen über die Senke, die golden und kilometerweit unter ihm liegt: die Kontinentalspalte zwischen Europa und Amerika, die jedes Jahr um zwei Zentimeter wächst. Über Jahrhunderte sind die Isländer aus allen Teilen des Landes hierhergekommen und haben im Schutz einer Wand aus Lavafelsen das Althing abgehalten, das isländische Parla-



Das Rauschen des Gullfoss hört man kilometerweit. Kein Bock auf Tölt. Nicht jedes Islandpony bewegt sich gern.

ment. Börkur, der Mittfünfziger mit dem Ziegenbärtchen und den grau-blonden Stachelhaaren, glaubt fest daran, dass andere Dinge über das Schicksal dieses Landes entscheiden: Erdbeben und Vulkanausbrüche, keine Kredite. Und kein Geld der Welt.

Immer tiefer dringen wir ins Landesinnere vor. Hier lebt keine Menschenseele. Island ist der am dünnsten besiedelte Fleck Europas. Mehr als die Hälfte der Isländer lebt in der 180 000-Einwohner-Stadt Reykjavik.

Wir rauschen durch Täler, vorbei an dampfenden, schneebefleckten Bergen und heißen Quellen, über Stock und Lavastein. Durch senffarbene Ebenen, auf denen Islandpferde grasen. Börkurs Jeep bewegt sich mit einer irr-sinnigen Kraft vorwärts – als würde eine unsichtbare Hand ihn schieben. Der Großteil der Straßen in Island ist unbefestigt, zumindest die Ringstraße, die Route Nr. 1, ist durchgehend asphaltiert. Der Rest sind Schotterpisten mit Schlaglöchern und Wassergräben. Wenn ein zwanzig Liter schluckender SUV jemals eine Berechtigung hatte, dann hier. Während wir uns weiter in die Highlands schrauben, er-

zählt Börkur von früher, als er Seemann auf einem Tanker war. Wie er mit siebzehn, als sie in Hamburg angelegt hatten, tagelang besoffen war, vom Schnaps und der ganzen Freiheit, die ihn auf einmal umspülte. »Da habe ich mich zum ersten Mal als Mann gefühlt«, sagt Börkur und fährt mit Schwung durch einen Fluss, als sei es nichts auf der Welt. Als das

Es stinkt, die Erde bebt: Wir sind in Teufels Küche

Wasser bis knapp unters Fenster schwappt und Börkur laut auflacht, merkt man, dass er damals in St. Pauli vielleicht doch etwas zu schnell erwachsen wurde.

Vor uns, weiß und in der Wintersonne noch unscharf zu erkennen, unser Ziel, der Langa-jökullgletscher, auf zweitausend Meter Höhe. Hinter uns, am Horizont, können wir die oberste Kuppe des Hekla erkennen, jenes Vulkans, über den sie sagen, er sei eine Lady, die

im elften Monat schwanger ist. Sein Ausbruch wird für nächstes Jahr prognostiziert. »Es wird mein sechster sein«, sagt Börkur stolz, »damit habe ich mit 57 schon zwei mehr in meinem Leben erlebt als jeder Isländer im Schnitt.«

Kurz nach dem Gullfoss, dem »goldenen Wasserfall«, der sich in zwei Kaskaden donnernd abwärts stürzt und eine Glitzerwolke Wassertropfen vor sich herträgt, umfahren wir die Warnung eines »Unpassierbar«-Schildes – und verstehen kurz darauf, warum das da stand. Innerhalb von Minuten verwandeln sich die weich geschwungenen Lavahügel in eine harsche, unerbittliche Schneelandschaft. Die Sicht reicht nur wenige Meter. Straßen sind längst nicht mehr zu erkennen, Börkur navigiert sich per GPS durch den Schnee. Vor einer weißen Wand kommt der Jeep zum Stehen. Börkur lässt Luft aus den Reifen, so viel, dass der Mantel beinahe platt im Schnee liegt – damit das Profil besser greifen kann. Als er wieder einsteigt, drückt er einen Knopf für noch mehr Wumms und fährt auf die Wand zu. »Das ist nicht dein Ernst«, rufe ich, doch der Wikinger lächelt nur – entschlossen und mit ▶

Reise in die Krise

Warum sich die meisten Isländer über Finanzkrisentouristen freuen.

Island galt als eines der reichsten Länder der Welt und als großer Globalisierungsgewinner. Die Banken Landsbanki, Glitnir und Kaupthing hatten jahrelang mit aggressiver Zinspolitik Investoren aus dem Ausland gelockt. Die Wirtschaft boomte dank der laxen Kreditvergabe, unter anderem für Bauaufträge. Mit der weltweiten Finanzkrise kamen die drei großen Banken ins Trudeln und wurden verstaatlicht. Die Rettungsaktion hatte ihren Preis: Das 320 000-Einwohner-Land sitzt nun auf einem Schuldenberg von fünfzehn Milliarden Euro – einer Summe, die zweimal dem jährlichen Bruttoinlandsprodukt entspricht. Um die momentane Lage der Isländer einschätzen zu können, hilft es zu betrachten, auf welchem hohem Niveau sich

das Land über Jahre befand: Die Arbeitslosigkeit lag unter einem, das Wirtschaftswachstum bei bis zu 7,5 Prozent. »Wenn es wie jetzt im Zuge der Krise zu Entlassungen kommt und die Isländer mit einer extremen Preissteigerung kämpfen, ist das die schmerzhafteste Korrektur spekulativer Übertreibungen«, sagt Klaus-Jürgen Gern vom Institut für Weltwirtschaft. Touristen profitieren vor allem von der dramatischen Entwertung der Krone: Die Hotelpreise haben sich halbiert, Mietwagen – vorher unerschwinglich – sind nun bezahlbar. Ein Bier kostet nicht mehr sechs, sondern zwei Euro. Und die Isländer freuen sich über die Finanzkrisentouristen. Nachdem die Banker weg sind, sind sie es, die ausländisches Geld ins Land bringen.

► einem Anflug von Wahnsinn in den Augen. Wie ein gieriges Ungeheuer wuchtet sich der Wagen die Schneewand hinauf. Fest sind wir in die Sitze gedrückt – bereit, jederzeit abzurutschen und den Berg herunterzukrachen. Doch Börkur schafft es über die Kante. Er gibt einen markigen Laut von sich und steigt aus. Eisiger, alles durchdringender Wind empfängt ihn. Unter seinen Füßen ist kein Schnee mehr. Nur Eis. Zum Abschied hatte Börkur uns mitgegeben: »Wer Island verstehen will, muss Power Plant gesehen haben«, und so schlängeln wir uns tags darauf wieder einen Berg hinauf. Diesmal sind es die Serpentina des Vulkans Hengill. Tiefhängende Wolken verdunkeln die Sonne. Im Zwielicht sind weiße Kunststoffglus auf der schwarzen Lava zu erkennen. Ihr müsst euch beeilen, hatte Börkur gesagt, die Sicherheitsleute hassen Besucher. Vor riesigen dampfspeidenden, wummernden Röhren halten wir an. Hier stinkt es so entsetzlich nach Schwefel, als ob alle Eier der Welt auf einmal verfault wären. Die Erde bebt, es herrscht ein Höllenlärm. Wir sind in Teufels Küche.

Mit 49 bis zu 2200 Meter tiefen Bohrlöchern – zu erkennen an den Iglus – ist der Vulkan bereits perforiert. Weitere fünfzig sollen folgen. Schon jetzt ist »Hellisheidi Power Plant« das größte geothermale Kraftwerk der Welt. Aus der ganzen Welt kommen Umweltpolitiker, um sich erklären zu lassen, wie hier Dampf und Heißwasser in Fernwärme und Elektrizität umgewandelt werden. Auf dem apokalyptischen Areal bekommt man plötzlich eine Ahnung davon, was es heißt, in einem Land zu leben, das so unverschämt viel Energie zur Verfügung hat, dass man im Sommer den arktischen kalten Ozean mit Heißwasser erwärmt, damit man darin baden kann. Das allein Reykjavik über sechzehn Schwimmbäder unterhält sowie unzählige beheizte Gewächshäuser, in denen so viele Bananen wachsen wie nirgendwo sonst in Europa. Ein Land, das bildlich gesprochen, mit dem Bohrwerkzeug bereitsteht, weil nun, da das Arktiseis schmilzt, auch noch eines der größten unerforschten Ölfelder der Welt zugänglich wird. Es gehört den Isländern. »Ihr braucht euch um uns keine Sorgen machen«, hat Börkur noch gesagt. •



Tipps

Hinkommen

Icelandair fliegt von Berlin und Frankfurt nach Keflavik. Bei früherer Buchung ab 200 Euro. Der Flughafen ist fünfzig Kilometer von Reykjavik entfernt, Busse warten bei jeder Ankunft. Tickets: rund zehn Euro. Für die klassische Reisezeit von Juni bis August sprechen endlos lange Tage und (meist) stabiles Wetter, dagegen Touristenscharen. Wer schon im März fährt, muss mit extremen Temperaturen rechnen, hat aber in klaren Nächten die Chance auf ein Nordlicht.

Rumkommen

Die Tour auf der Route Nr. 1 ist das Rundumsorglospaket, dafür sind aber mindestens zehn Tage einzurechnen. Unbedingt an den Westfjorden und am Myvatnsee Station machen! Für weniger Zeit empfehlen sich Tagestouren von Reykjavik aus: Die Golden-Circle-Tour ist Island im Kleinformate. Auch schön: ein Ausflug nach Vik, wo man an schwarzen Stränden spazieren kann. Börkur, den besten Guide der Welt, erreicht man unter: icelandguides.is.

Unterkommen

In Reykjavik kann man die Gästehäuser Aurora empfehlen (aurorahouse.is, Zimmer 33 hat Balkon und Meerblick), oder Domus (domusguesthouse.is), DZ um 70 Euro. Hotel Plaza (plaza.is), DZ 116 Euro; hier lieber noch was drauflegen und im fünften Stock das Superior-Zimmer für einen spektakulären Blick auf Meer und Berge nehmen. Am Myvatnsee zum Beispiel Sel-Hotel Myvatn (myvatn.is), Preise variieren je nach Saison.

Unbedingt!

Baden gehen. Am meisten Spaß macht es in der Blauen Lagune (bluelagoon.is), den Hot Springs am Myvatnsee oder in Reykjaviks Schwimmbädern, zum Beispiel: Laugardalslaug (Sundlaugarvegur 30, Reykjavik).

Bloß nicht!

Schauen, wohin beim Geysir das Wasser verschwindet (Verbrühungsgefahr). Sich über das wechselhafte Wetter beschweren. Vor dem Bad im Hot Pot zu duschen vergessen.



Gut vernetzt

Wir knüpfen – bewusst oder unbewusst – permanent Kontakte zu Menschen, die uns noch mal nützlich werden könnten. Hat das NETZWERKEN längst auch unser Privatleben und unsere Idee von Freundschaft untergraben? Ein Streifzug durch die Welt der Sozialkapitalisten

Text: Annabel Dillig, Fotos: Silke Weinsheimer & Georg Bochem

Lektion I für den angehenden Netzwerker: Feierabend ist die Fortsetzung des Arbeitstages mit anderen Getränken.



die Party war eigentlich keine Party. Und genau das war der Fehler. Wir standen höflich herum, hielten uns an Flaschen fest und lächelten tapfer. Party heißt, es besteht die Möglichkeit zum Exzess: laute Musik, viel Alkohol. Mehr Menschen als Platz, mehr Freunde als Feinde. So einfach ist das.

Aber der Abend, um den es hier geht, war ein semianstrengendes Herumstehen nach Feierabend, das zufällig in einer Bar stattfand. Die Fortsetzung des Arbeitstags mit anderen Getränken. Ich lehnte an einem Türpfosten und unterhielt mich mit einer jungen Fotografin. Wir sprachen über Aufträge, Geldmangel, über Sorgen, die man als Freiberufler hat. Das Mädels war nett, unser Gespräch schnurrte so vor sich hin. Dachte ich. Ihre Aufmerksamkeit war lange weg, bevor sie es war. Erst verfolgte ihr Blick irgendetwas im Raum, dann wurde die Fotografin immer unruhiger, schließlich das Unvermeidliche: »Du entschuldige, ich sag nur schnell dem Marc Hallo«.

Im Nachhinein dachte ich: Wenigstens hat sie nicht vorgegeben, auf die Toilette zu müssen. In dem Moment dachte ich: Die lässt mich jetzt nicht wirklich hier stehen. Ich kenne kein Schwein hier! Und: Wer ist eigentlich Marc? Marc war, wie ich zwei Bier später herausfand, Chef einer Grafikdesignfirma und in der Rangliste der für die Fotografin interessanten Gesprächspartner deutlich höher angesiedelt als ich. Ich sah die Fotografin noch lange an dem Abend mit Marc, dem geilen Designhengst, scherzen. Sie lachte, warf den Kopf in den Nacken. Signal an alle: Ich amüsiere mich prächtig. Und morgen habe ich einen Auftrag.

Abgesehen von meiner eigenen Eitelkeit, die es nur schwer ertrug, ein nicht ebenso lukrativer Gesprächspartner zu sein, wurmte mich noch etwas anderes: das unguete Gefühl, es selbst schon genauso gemacht zu haben, vagabundierend weitergezogen zu sein, Leute stehen gelassen zu haben – auf der Suche nach mehr Glamour, mehr Nutzen, mehr Kontakt.

Seit Jahren predigen Soziologen und Psychologen die Bedeutung von Kontakten für unser Sozialleben. Sie beten Studien herunter, die beweisen: 37 Prozent aller Beschäftigten in Deutschland verdanken ihre Stelle einer Art von Netzwerk, dem sie angehören, in den USA sogar 75 Prozent. Sie sagen: Referenzen und Empfehlungen, ob formell oder informell, sind für Personalchefs inzwischen wichtiger als Zeugnisse und Examensnoten. Sie trichtern uns ein: Es geht nicht mehr allein darum, was du kannst, sondern wen du kennst. Anders ausgedrückt:

Dein soziales Kapital entscheidet darüber, ob du eine Stelle bekommst. Je größer das Netzwerk und je heterogener die darin enthaltenen Personen, desto wahrscheinlicher ist es, davon irgendwann beruflich zu profitieren. Traditionelle Bindungen haben sich in der individualisierten Gesellschaft aufgelöst. »An ihre Stelle sind flüchtigere, losere Strukturen getreten, die schnell wieder aufgegeben werden können. Oft geht es nur um kurzfristigen Nutzen«, sagt Hermann Strasser, Professor für Soziologie an der Universität Duisburg-Essen. Großfamilie, Gewerkschaft, Kirche, Sportverein waren Abos auf Lebenszeit, die wir längst gekündigt haben. Zuflucht haben wir in Freundschafts- und Bekanntenkreisen sowie losen Netzwerken gefunden. »Freundschaftsbeziehungen rücken als soziales Phänomen an die Stelle traditioneller Bindungen«, sagt auch die Philosophieprofessorin Hilge Landweer. Sie geht davon aus, dass Freundschaft und soziales Kapital ein großes Forschungsfeld im 21. Jahrhundert werden – in der Philosophie und in anderen Wissenschaften.

Wir verinnerlichen, was Soziologen die »Stärke schwacher Beziehungen« nennen

Auf Pseudopartys, auf denen keine Körperflüssigkeiten, sondern allenfalls Visitenkarten getauscht werden, trifft die Fotografin also auf Grafiker, Medienleute, Werber, Künstler und PR-Menschen – auf eine komplette Gerüchtegroßküche, in der sie mit nützlichen Informationen gefüttert wird. Schneller als jede Auftragsuche im Internet, kurzweiliger als ein Gang zur Arbeitsagentur, und bessere Getränke gibt's auch.

Trotzdem: Das ganze Gerede von Kontaktpflege und Networking ist einem insgesamt doch ziemlich zuwider. Im Schlepptau dieser Begriffe vermuten wir Opportunisten und Menschen, die ihren Lebenslauf als Gesamtkunstwerk betrachten. Wir denken an Vetternwirtschaft und Vitamin B, an Korruption, Schleimschleiser und schreckliche Neffen von schrecklichen Chefs. Der schale Beigeschmack rührt daher, dass soziales Kapital die vorherrschende Arbeits- und Leistungsethik untergräbt. Wir empfinden es als ungerecht, wenn ein gleich oder sogar schlechter qualifizierter Bewerber

den Vorzug erhält, nur weil er über bessere Kontakte verfügt. Aber möglicherweise ist diese Vorstellung einer vollkommen »gerechten« Leistungsgesellschaft nicht nur illusionär, sondern auch falsch: »Wir können das Leben, besonders die Arbeitswelt, doch nicht von menschlichen Beziehungen losgelöst betrachten«, sagt Jörg Fengler, Psychologe an der Universität Köln. »Leben heißt, menschliche Beziehungen zu unterhalten. Es besteht nicht nur aus Leistung. Diese kalten Technokraten, die es nur aufgrund ihrer Einser-Zeugnisse nach oben geschafft haben, die will doch auch keiner«, findet Jörg Fengler.

Selbst wer sich noch moralisch ereifert über all die Networker, füllt fleißig seinen Handyspeicher. Längst haben wir verinnerlicht, was der Soziologe Mark Granovetter als »Stärke der schwachen Beziehungen« bezeichnet hat. Schon 1973 fand er heraus: Auf dem Arbeitsmarkt sind vor allem diejenigen erfolgreich, die über viele emotional schwach besetzte Beziehungen verfügen. Wer viele lockere Bekanntschaften hat, kommuniziert viel, und wer viel kommuniziert, hört früher von Gelegenheiten. Der Soziologieprofessor Hermann Strasser sagt: »Es geht dabei nicht um Freundschaft, es geht um Profit.« Profit in Form von Wissen, das Menschen mit großem Bekanntenkreis vorbehalten bleibt. Das einzige Risiko der Sozialkapitalisten ist der Stempel mit der Aufschrift »undankbar«. »Wer nicht in der Lage ist, irgendwann eine Gegenleistung zu erbringen, wird sich in dem Netzwerk auf lange Sicht nicht halten können«, sagt Hermann Strasser. Soziales Kapital, Profit, Risiko – Vokabeln der Ökonomie für das, was wir mal Freundschaft nannten. Sollen wir jetzt auch noch unsere Beziehungen auf Kosten und Nutzen abklopfen? »Natürlich bilanzieren wir. Es ist im Menschen angelegt, nach dem offenen und dem geheimen Nutzen zu fragen«, sagt der Psychologe Jörg Fengler.

Sähe das Kalkül nur nicht so hässlich aus. Der zugekehrte Rücken auf der Party, wenn das Alphanier den Raum betritt; das peinliche Sich-gut-Stellen mit Menschen, die wir eigentlich für Volltrottel halten.

Neulich, die Geburtstagsfeier meines Freundes Jan. Er hatte einige befreundete Arbeitskollegen und seine Chefs eingeladen. Jan arbeitet seit kurzem fest in einer Agentur, ein guter Job. Er hat sich über eine freie Mitarbeit dort hineingearbeitet, es hat Jahre gedauert. Jans Freund Tobias kam wie immer ein wenig später, er hat gern einen großen Bahnhof. Von dem Moment an, als er den Raum betrat, sah man ihn nur ▶



Lektion II für angehende Netzwerker: Aufmerksamkeit ist relativ.

► noch im Zwiegespräch, Hände schüttelnd. »Ach, du auch hier, ich bin Tobias, Freund von Jan, ich arbeite gerade an ...« Tobias brachte es fertig, sich mit jedem Menschen, der ihm nützen könnte, zu unterhalten – nur nicht mit dem Gastgeber. Er palaverte kurz hier, kurz dort, die Tasche mit dem Geschenk für Jan hielt er die ganze Zeit unter dem Arm. Gratuliert hat er seinem Freund, als sich die Party dem Ende zuneigte. Diagnose: Kontaktzwang im Endstadium.

Frauen und Männer sind unterschiedlich geschickt darin, Netzwerke zu bilden und sie für sich zu nutzen. Das zeigt eine im Workforce Magazine veröffentlichte US-Studie: Frauen verdanken ihre Arbeitsstelle häufiger einer Bewerbung auf eine Anzeige, Männer eher einem Netzwerk, dem sie angehören. Man kennt sich vom brancheninternen Fußballtreff oder vom wöchentlichen Stammtisch – Alkohol war schon immer das soziale Gleitmittel, zudem ein Gleichmacher, der Hierarchien einebnet.

Wichtiges Utensil der akribischen Kontaktpflege: die Geburtstags-erinnerung

Klar, können sich Frauen auch mit in die Kneipe setzen. Aber sie tun's nicht. Sie klagen lieber über männliche Machtzirkel. Von Forsa nach dem größten Karrierehindernis gefragt, nannten siebzig Prozent von 501 befragten weiblichen Führungskräften nicht die Doppelbelastung durch Familie und Beruf und auch nicht die unterschiedliche Bezahlung für gleiche Leistung, sondern: die Netzwerke ihrer männlichen Kollegen. Seit Jahren beklagen weibliche Mitglieder des Bundestags in einem Tonfall zwischen Bewunderung und Entsetzen, dass sie bei den informellen Runden ausgeschlossen sind. Wenn es um das Knüpfen von Seilschaften geht, haben Frauen häufig auch ein anderes Strickmuster als Männer. Die amerikanische Autorin Kathy Harvey schreibt, dass Frauen egalitäre Bekanntenkreise haben als Männer. Sie solidarisieren sich häufiger mit Menschen auf niedrigeren Hierarchiestufen, haben aber insgesamt weiter verzweigte Netze, wohingegen Männer gezielter nach Bekannten mit Macht und Einfluss suchen – so wie der kontaktzwanghafte Tobias. Der spielt inzwischen in einer anderen Liga: Seit Jans Geburtstags-



»Sei eine nette Person« empfiehlt Kanye West.

»Harte Arbeit allein bringt's nicht«

Rapper Kanye West weiß, wie man ins Geschäft kommt. Ein Interview über strategische Allianzen und wahre Freundschaft. **Interview: Marc Deckert**

Ihr Aufstieg von einem kleinen Studiobastler zum Multiplatin-Rapper ging sehr schnell.

Wie wichtig war es, die richtigen Leute kennen zu lernen? Wichtig ist untertrieben. Beziehungen sind der entscheidende Faktor. Talent bringt wenig, wenn du nicht die richtigen Leute triffst. Harte Arbeit allein bringt's auch nicht. Talent, harte Arbeit und die richtigen Leute sind der Schlüssel.

Wer hat Ihnen den Einstieg ermöglicht? No I.D., ein Produzent aus meiner Heimat Chicago. Er kannte sich im Hip-Hop-Geschäft aus und wurde mein Mentor, hat mich ins Studio eingeladen. No I.D. hat mich auch

Biggs vorgestellt, einem der Besitzer von Roc-A-Fella, und so kam ich dazu, Beats für Jay-Z zu machen.

Sind Sie immer bewusst auf Menschen zugegangen, die Ihnen nützlich sein können? Ich glaube, das hat sich eher entwickelt. Nachdem ich mit Jay-Z im Geschäft war, hat mich mein Freund 88Key mit Mos Def bekannt gemacht. Und der wiederum war gerade unterwegs ins Studio, um sich mit Talib Kweli zu treffen. Und so weiter. All diese Netzwerke sind ... äh, ich weiß nicht, wie der Satz zu Ende geht, aber Sie wissen, was ich meine, oder?

Ja, dass Netzwerke Ihnen geholfen haben. Ja, Beziehungen sind so wichtig. Manchmal kennst du jemanden schon lange, ohne dass man je was Gemeinsames gemacht hat. Dann, plötzlich, gibt es ein gemeinsames Projekt, und man merkt: Mann, deswegen war diese Beziehung wichtig. Zum Glück sind die Brücken nie abgerissen.

Im Hip-Hop herrscht derzeit das Prinzip: Rappst du auf meiner Platte, rappe ich auf deiner. Kann man sagen, dass Hip-Hopper die talentiertesten Netzwerker sind? Und wie. Aber ich kann diese Alben nicht leiden, auf denen zwanzig verschiedene Leute mitrapen. Das kommt gar nicht von den Künstlern selbst. Es sind die A&R-Leute der Plattenfirmen, die sich das ausdenken. Kaum spiele ich einem Typen von der Plattenfirma ein Stück von mir vor, sagt der gleich: »Weißt du, wer gut auf diesem Stück wäre? Ludacris!« Für mein letztes Album habe ich es zum Gesetz gemacht, KEINE anderen Rapper einzuladen. Auch nicht die besten Freunde. Denn wenn ich einen einlade, muss ich alle einladen.

Das scheint ähnlich heikel wie bei einer Geburtstagsparty zu sein. So ist es.

Im Hip-Hop ist es schwierig, zwischen Businessfreundschaften und echten Freundschaften zu unterscheiden, weil es Unmengen kurzlebiger Allianzen gibt. Wie viele echte Freunde haben Sie in dem Geschäft? Ich weiß nicht. Die meisten Leute sind wohl ... Partner. Ich hatte einen echten Freund in meiner Plattenfirma, der mir jedes Mal mit der Freundschaft kam, wenn er Mist baute: Hey, aber ich bin doch trotzdem dein Kumpel. Ich habe daraus gelernt, dass es nicht immer gut ist, Kumpels anzuheuern. Es ist schon lustig. Mit manchen Partnern wächst man enger zusammen als mit Freunden, weil man sie immer um sich rum hat. Man wird zu einer Ersatzfamilie. Aber dann gibt es Freunde außerhalb des Geschäfts, die ich gern viel öfter sehen würde. Einer meiner besten Freunde ist Chauffeur. Wenn ich eine Geburtstagsparty schmeiße, versuche ich ihn dabeizuhaben. Komm Junge, wir fahren nach Vegas! Aber wir leben in verschiedenen Welten.

Ist es wichtig, Gefälligkeiten zurückzahlen? Ich denke, ich habe jeden Gefallen zehnfach zurückgezahlt. Ich habe Freunden und Bekannten Jobs verschafft und den Leuten, die mir vertraut haben, erfolgreiche Platten

geschrieben. Im Leben dreht sich alles um »Danke« und um »Gern geschehen«. Am wichtigsten ist das »Gern geschehen«. Es geht darum, Menschen zu gebrauchen, ohne sie zu missbrauchen. Jeder sollte von jemandem benutzt werden, denn sonst ist er nutzlos.

So habe ich das noch nicht gesehen ... Ich meine, es muss beiderseitig sein. Gerade jetzt wollen Sie etwas von mir: ein Interview. Aber ich benutze Sie natürlich, um meine nicht unwesentliche Meinung kund zu tun. Ein typischer Fall von »Danke« und »Bitte, gern geschehen«. Wenn Sie von einem Magazin kommen würden, das kein Furz liest, würde ich vielleicht sagen: »Danke.« Aber nicht unbedingt: »Gern geschehen.«

Die Welt ist so verdammt hart. Richtig. Aber es ist besser, wenn sich niemand ausgenutzt fühlt. Viele meiner Beziehungen sind ein bisschen einseitig geworden, weil ich vielen Leuten helfen kann. Ich muss vorsichtig sein. Und ich lerne auch nicht mehr so viele neue echte Freunde kennen.

»Ich habe jeden Gefallen zehnfach zurückgezahlt«

Was ist denn ein echter Freund? Jemand, mit dem man über alles sprechen kann. Einfach über alles. Einem echten Freund kann ich auch von dem Mädchen in Amsterdam erzählen.

Dem Mädchen in Amsterdam? Ich kann Ihnen nicht davon erzählen. Was ich meine ist: Wenn du Erfolg hast, tun viele Leute so, als wollten sie dir einen Gefallen tun. Da sage ich: Ich brauche keine Geschenkkörbe. Never accept the free gift bag!

Was würden Sie einem Nachwuchstalente empfehlen ... Rock 'n' Roll!

Die Frage war noch nicht zu Ende: Was würden Sie einem Nachwuchstalente empfehlen, das noch nicht über die nötigen Kontakte verfügt, um ins Geschäft reinzukommen? Sei eine nette Person. Und sei du selbst. Außer, wenn du keine nette Person bist.

Sie selbst haben sich auch nicht immer an die Grundregel gehalten. Ich lese auch manchmal die Blogs. Da draußen denken wirklich eine Menge Leute, ich wäre ein arrogantes Arschloch. Aber arrogant sind nur meine Ziele –

und dass ich gern darüber rede. Als komplettes Arschloch hast du in diesem Business keinen Erfolg. Du musst mindestens zu ein paar Leuten nett sein. Und ich kann nicht einfach zu jemandem wie Jay-Z hingehen und sagen: Mann, ich wäre gerne dein Produzent. Man muss in Schritten denken.

Zu Beginn machten Sie als talentierter Produzent von sich reden. Dann wollten Sie endlich auch selber rappen. Aber Ihr Label hatte Vorbehalte, weil Sie aus der Mittelschicht kommen und rosa Polohemden tragen. Es hieß: Den kann man nicht vermarkten. Es ist wahr. Ich komme nicht von der Straße. Aber ich musste mir die Hacken ablaufen – wie ein Straßendealer – und bei Labels Klinken putzen. Ich hatte zu der Zeit dauernd Schmetterlinge im Bauch. Jedes Meeting konnte mein Leben verändern! Immer wieder der Gedanke: Oh Mann, wenn dieses Gespräch gut läuft, dann kann ich mir einen Benz kaufen. Ich weiß, wie es ist, etwas wirklich zu wollen. Wenn mich irgendjemand in der Warteschlange auf dem Flughafen anlabet und bittet zu rappen, mache ich es wahrscheinlich.

Jay-Z würde den Frager vermutlich umgehend erschießen. Nicht unbedingt, aber mein Rat wäre: Labern Sie ihn nicht einfach am Flughafen blöd an.

Sie möchten von den Menschen gemocht werden. Nein, ich möchte, dass mein Produkt gemocht wird. Ich möchte ein Produkt herstellen, das jeder mag. Ich mache mir viele Gedanken darüber, wie die Zuhörer es finden. Mein letztes Album ist für Auftritte in Arenen ab 20 000 Sitzplätzen konzipiert und fürs Autoradio.

Zu Beginn des Gesprächs haben wir über Mentoren geredet. Sind Sie jetzt auch ein Mentor?

Ja, ich habe einen neuen Jungen entdeckt. Big Shot. Er ist supercool. Kam eines Tages zu mir und hat mir was vorgerappt. Ich habe ihm sofort einen Vertrag ausgehändigt – es war wie eine Geschichte aus einem Film. Aber zur Zeit kann ich mich nicht so um den Jungen kümmern. Ich muss mich um mich selber kümmern, weil ich vorhabe, in diesem Jahr der erfolgreichste Entertainer des Planeten Erde zu werden. •

Kanye Wests neue Single »Homecoming« feat. Chris Martin erscheint am 2. Mai bei DefJam/Universal.



Lektion III für angehende Netzwerker: Auf Partys gibt es keine Vorgesetzten oder Höhergestellten.

► party darf er beim Freizeitkicken mit den anderen aus Jans Agentur mitmachen. Ein Kontakt erfordert Arbeit und Aufmerksamkeit. Er muss aktiv bleiben. Das Kontaktpflegeset für angehende Sozialkapitalisten sind Communities wie XING, MySpace, StudiVZ und Facebook. Der Unterschied der Internetportale liegt nur in der Ebene der Selbstinszenierung: Inszeniere ich mich als Privatperson, gilt es, das eigene Profil mit möglichst humoristischen Notizen zu Freizeit- und Geschmacksfragen zu schärfen. Inszeniere ich mich als leistungsbereiter Arbeitnehmer, warten Ausfüllaufforderungen wie »bisheriger Karriereverlauf« und »aktuelle Position«. Fast fünf Millionen Menschen sind inzwischen bei XING registriert. Die Community war das erste reine Web 2.0-Unternehmen, das in Deutschland an die Börse ging und seit 2006 aus sozialem Kapital echtes schafft. 98 Menschen hat ein durchschnittlicher XING-Nutzer der deutschen Ver-

sion in seiner Kontaktliste. Fünfzig jeder, der bei StudiVZ registriert ist. Da verliert man leicht den Überblick. Wichtiges Utensil der akribischen Kontaktpflege deshalb: die Geburtstagserinnerung. Unzählige Birthday-Remin-

Wenn wir Freunde ausnutzen, steckt dabinter meist unsere eigene Unzulänglichkeit

der sind als kostenlose Downloads im Internet erhältlich, auch Portale wie StudiVZ oder Lokalisten bieten das Tool an. Einmal eingetragen, wird der Nutzer bequem per E-Mail benachrichtigt: »Jura-Biene81 hat heute Ge-

burtstag«. Ein kurzer, Verbindlichkeit erzeugender Anruf, und schon ist der Kontakt, der in solchen Netzwerken immer »Freund« heißt, wieder in Schuss. Wobei: Der typische Netzwerker wählt zum Gratulieren lieber E-Mail oder SMS. Es gibt nichts, was sich nicht auch in einem Satzzeichengesicht ausdrücken lässt. Auch daran, dass der Begriff »Freund« in all diesen freizeitverbrauchenden Internetgemeinden anders, amerikanischer, gebraucht wird, mussten wir uns erst gewöhnen. Das Institut für Sozialforschung hat ermittelt: 3,3 Freunde nennt der Deutsche im Schnitt sein eigen. Offenbar zählt er seine Webbekanntschaften noch nicht mit. Was für Amerikaner schlicht »friends« sind, wurde von Deutschen bislang mit Nachdruck in Freunde, Bekannte und Kollegen differenziert. Doch die Grenzen sind fließender geworden. Mit der Entstehung von immer mehr Kommunikations- und Kreativberufen haben die Sphären Arbeit und Freizeit

an Trennschärfe verloren. Es waren vor allem die euphorisierten Vertreter der New Economy, die diese »Entgrenzung der Arbeit« auf die Spitze trieben – mit der Überzeugung, rund um die Uhr Spaß haben zu können: tagsüber, indem man mit einer guten Idee Millionen verdient, und abends, indem man mit der ganzen Mischpoke beim After-Work feiert und neue Kontakte knüpft.

Das Berufsleben hat sich verändert. Arbeit wird heute nicht mehr nur unter dem Gesichtspunkt materieller Absicherung gesehen. Bei 70 000 Stunden, die man zeitlebens mit Arbeit verbringt, ist es uns wichtiger als je zuvor, mit Menschen zusammenzuarbeiten, die wir sympathisch finden, mit denen wir mehr teilen als die Abneigung gegen den Kantinenkaffee. Und weil aus jedem Kontakt heute im Handumdrehen ein Kollege wird, glauben wir, es uns gar nicht mehr erlauben zu können, die fein gesponnenen Netze zu zerreißen – und der Partybekanntschaft mit der feuchten Aussprache und dem Charisma einer Betonmischmaschine den Rücken zuzukehren. Am Ende tippen wir auch diese Nummer artig ins Handy.

Ein Blick ins Adressbuch genügt, um festzustellen, wie Flüchtigkeit und Masse unserer Beziehungen zugenommen haben. Die Frage,

ob man es mit Kontaktpflege nicht übertreibt, ob man die Zombie-Freunde aus der Grundschule wirklich per Internetcommunity zum Leben erwecken muss, ob man nicht wahllos geworden ist im Nummernsammeln und Massenmails-Verfassen, muss jeder selbst beantworten.

Aber unsere Vorstellung von Freundschaft müssen wir nicht überdenken. »Die Kommunikationsdichte mag zwar gestiegen sein«, sagt die Philosophin Hilge Landweer, »aber wir haben noch immer ein Gefühl dafür, wer ein wahrer Freund ist. Schon für die Philosophen der Antike hieß Freundschaft, sich nahe sein zu wollen, sich sehen zu wollen. Das macht Freunde noch heute aus, auch wenn vielleicht an die Stelle des Sich-sehen-Wollens das Voneinander-wissen-Wollen getreten ist.«

Wenige Tage nach dem Herumsteh-Abend half ich meinem Freund Thomas beim Umzug, als dieser einen seiner erfrischend ehrlichen Momente hatte: »Wenn ich mir meinen Freundeskreis so anschau, unterscheide ich ganz klar zwischen Freunden und Menschen, die mir nützlich sein können, zum Beispiel im Job – oder eben beim Umzug.« Thomas grinste, und mir fiel fast die Bücherkiste vom Arm. »Ich sage das den Leuten normalerweise nicht, dar-

auf beruht ja der Erfolg dieses Prinzips.« Mit dem Erfolg, dachte ich, muss er wohl mich und die fünf anderen meinen, die gerade seine Möbel in den dritten Stock hieven. Diagnose: Vitamin-B-Unverträglichkeit im Freundeskreis, frühes Stadium.

Natürlich hat fast jeder Freunde, die in bestimmten Situationen hilfreich sind: den angehenden Anwalt, der einen saftigen, mit juristischen Gemeinheiten gespickten Brief schreiben kann, wenn man sich mal wieder einen Vertrag an der Haustür hat aufschwätzen lassen. Den gutmütigen PC-Experten, der auch mal nachts anrückt, um die Festplatte neu zu formatieren. Oder die handarbeitsaffine Freundin, die einem immer, wirklich immer den Saum der zu langen Hose hochnäht, weil man halt doch zu geizig ist, das Stück zum Schneider zu bringen.

Die Frage ist nur: Kann man überhaupt von Freundschaft reden, wenn einer von beiden einen Zweck verfolgt? Wie viel Kalkül vertragen Freundschaften? Aristoteles hielt die Nutzenerwägung für einen akzeptablen Grund, jemanden kennen lernen zu wollen. Die Art von Freundschaft, die so entsteht, schrieb er, sei nur nicht so stabil wie die Freundschaft um des Freundes willen. Letztere ist für Aristoteles die vollkommene Form von Freundschaft. ►

► »Freunde, die den Nutzen als Zweck verfolgen, trennen sich, sobald der Nutzertrag aufhört. Denn nicht miteinander waren sie befreundet, sondern mit dem Gewinn«, heißt es in »Formen der Freundschaft und der Glückseligkeit«. Zwischen diesem Satz und XING liegen fast 2500 Jahre.

Wenn uns Freunde einen Gefallen tun müssen, steckt dahinter oft unsere eigene Unzulänglichkeit – in der Regel Faulheit oder Unvermögen. Weil wir das implizit oder explizit mit dem Hilferuf eingestehen (»Dieser Vertrag, du musst mir glauben, ich hatte doch keine Ahnung«), sind wir als Freizeitschmarotzer einigermaßen erträglich. Kleine Gefallen strapazieren die Freundschaft, sie gefährden sie aber in der Regel nicht. Der Soziologe Hermann Strasser spricht von Gefälligkeitskonten, die wir uns bei unseren Mitmenschen einrichten. »Wenn sich in der Zeit das Soll nach und nach füllt, immer mehr in Anspruch genommen wird und nichts auf der Habenseite eintrifft, dann wird es eingestellt,« so Strasser. Es kann aber auch Jahre dauern, bis so ein Konto ausgeschöpft wird und Zinsen trägt. Bei mir und Thomas war es anders:

Am Ende des Umzugstages saßen wir auf den Kisten und Leitern in seiner neuen Wohnung, tranken Bier und waren so glücklich und zufrieden, wie Freunde sind, wenn sie zusammen etwas geschafft haben. Es hat Spaß gemacht, meinem Freund zu helfen. »Wir tun fast alles aus einer Nutzenerwartung heraus«, sagt der Psychologe Jörg Fengler, »selbst derjenige, der ein Ehrenamt ausübt: Es geht ihm um seine Ehre, er will sich gut fühlen.«

Während wir so saßen und sich meine Ehre ziemlich gut anfühlte, dachte ich noch einmal über Thomas' Geständnis nach. In ein paar Tagen sollten die Bayern gegen Dortmund spielen, die Partie war seit langem ausverkauft. Aber ich wusste: Es gibt genau einen Menschen, der immer eine Dauerkarte zu viel hat. Ich wäre doch blöd gewesen, ihm nicht ein paar Stühle in den dritten Stock zu tragen. •



Annabel Dillig ist natürlich nur durch ihre guten Beziehungen in die NEON-Redaktion gekommen.

Strippen ziehen

Vitamin B hat für dich vor allem mit Obst zu tun? Oder sammelst du Visitenkarten wie andere Leute Briefmarken? Ob du das Zeug zum Sozialkapitalisten hast, erfährst du in der TYPOLOGIE der Netzwerker.

Text: Christoph Koch

1

Der Naive

Immer alle mit ihren Netzwerken! Du hast doch Freunde: den Sebi und die Tine. Von früher. Deren Nummern weißt du auswendig, mit denen verstehst du dich, die reichen dir. Manchmal wunderst du dich nur, warum das Leben bei anderen ein wenig glatter zu laufen scheint. Warum der Kollege zu dem Kongress nach Barcelona fliegen darf, obwohl du geeigneter wärst. Warum alle anderen immer schnell eine neue Wohnung finden, während du dich wochenlang durch die Kleinanzeigen der Tageszeitung quälst – nur um festzustellen, dass jemand, der den Makler kannte, dir die Wohnung weggeschnappt hat. Warum du als Einziger immer den vollen Preis zahlen musst. Hat das was mit dem Internet zu tun? Du nimmst dir vor, den Sebi zu fragen, wenn ihr euch das nächste Mal seht.

Dein typischer Satz: »Ich schau mal im Telefonbuch nach, wo man da am besten anruft.«

Deine Internetcommunity: bislang keine. Nach zwei Tagen AGB-Lektüre warst du bislang immer der Meinung, dass man nur an deine Daten will.

Vorschlag für die Zukunft: Auch Menschen, die man nicht aus dem Sandkasten kennt, können einem oft unkompliziert weiterhelfen – ohne dass sie sich gleich ausgenutzt fühlen.

2

Der Ungeschickte

Du würdest so gern deine »Connections« verbessern. Aber es ist verhext: Immer verlieren die Leute deine Nummer, rufen nicht zurück oder gehen auf Partys Bier holen, ohne zurückzukommen. Und sie lassen dich nie nachträglich noch einsteigen, wenn du in der vierten

Woche des Uniseminars zu einer Referatsgruppe stößt. Dabei hast du es kapiert: Vernetzt sein ist alles. Warum also zurückhaltend sein? Lieber klar sagen, was man sich verspricht und was man bereit ist, dafür zu geben. Vielleicht ist die Welt für deine Ehrlichkeit noch nicht bereit. Zumindest werden die von dir verfassten Massenmails wie »Hey, wer weiß in XY eine Wohnung für mich?« von deinen Bekannten nicht als gutes Networking aufgefasst, sondern als unhöflicher, fordernd klingender Zwischenruf, wie ihn das Internet zuhauf hervorbringt.

Dein typischer Satz: »Hier meine Visitenkarte, wir können sicher was Cooles launchen, ich bin in allen Bereichen gut aufgestellt.«

Deine Internetcommunity: Da du schon überall Mitglied bist und die Leute deiner Kontaktliste täglich zuspammst: vorerst keine.

Vorschlag für die Zukunft: Einen Gang herunterschalten! Nicht jeder, den man im Lift trifft, ist ein neuer »Businesskontakt«. Manchmal kann man auch über Wetter oder Fußball reden – und dabei mehr profitieren als durch plump artikulierte Erwartungen.

3

Der Naturbegabte

Du hast einen siebten Sinn dafür, was die Leute in deiner Umgebung gerade brauchen: ob es der spanische Austauschstudent ist, dem du beim Frauenkennlernen durch Dolmetschen hilfst, oder deine Vermieterin, die du mit zwei Anrufen aus ihrem Handy-Knebelvertrag bekommst: Bei allen hast du nach kurzer Zeit einen Stein im Brett – und somit eine kostenlose Übernachtung in Spanien und keine Probleme bei der nächsten lauten Grillparty auf ►

ANZEIGE

► deinem Balkon. Manchen gehen deine permanente Hilfsbereitschaft und dein konstant fröhliches Wesen auf die Nerven. Aber selbst diese Miesepeter bekommst du auf deine Seite, wenn du sie an ihrem Geburtstag, von dem sie nicht wussten, dass du ihn kennst, mit frisch gebackenen Muffins überraschst.

Dein typischer Satz: »Allerliebste Grüße zurück – und gern geschehen.«

Deine Internetcommunity: smallworld.net – schwer reinzukommen, dafür werden Nervensägen, die nur auf ihren Vorteil bedacht sind, rausgeworfen.

Vorschlag für die Zukunft: Bei deiner Fähigkeit, Kontakte zu knüpfen und zu pflegen, läufst du allenfalls Gefahr, die wirklich wichtigen Anliegen, zum Beispiel die deiner Freunde, zu übersehen.

4

Der Skrupellose

Menschen erinnern dich an Schachfiguren. Du liebst es, sie herumzuschieben, wie es dir zum Vorteil gereicht. Statt Freunden hast du Bündnispartner. Vertrauen hältst du für ein überholtes Konzept, und so gnadenlos du nach unten sein kannst, so freundlich bist du nach oben. Die Leute, die dir einen Gefallen schulden, führst du in einer Excel-Tabelle. Und »Verwendungszweck« ist für dich kein Begriff auf einem Überweisungsträger, sondern eine Rubrik in deinem Organizer, unter der du jeder neuen Telefonnummer ein Stichwort zuordnest. Denn die Natur hat dich mit der Fähigkeit ausgestattet, in Sekundenbruchteilen zu erkennen, wie dir jemand von Nutzen sein kann. Ein ebenso unbezahlbares wie unsympathisches Talent.

Dein typischer Satz: »Ich werde auf Sie zurückkommen.«

Deine Internetcommunity: studivz.de – du bist zwar schon lange kein Student mehr, aber die billigen Mitfahrgelegenheit greifst du trotzdem gerne ab.

Vorschlag für die Zukunft: Ruhig mal den Menschen hinter dem Job, die Person hinter der Position sehen. Nicht jeder, der einem nützlich sein kann, ist es wert,

Zeit mit ihm zu verbringen, und nicht jeder, der einem gerade keinen Vorteil bringen kann, ist automatisch ein Idiot.

5

Der Meta-Connector

Du entwickelst geradezu sportlichen Ehrgeiz darin, deine Kontakte so zu nutzen, dass auch für andere neue Verbindungen entstehen. Deine Lieblingsbeschäftigung ist es, auf Partys Leute, die sich noch nicht kennen, zusammenzuführen. Du wirst deswegen immer für den Gastgeber gehalten. »Nein, die Party macht Anna!«, stellst du richtig. »Aber ich stelle euch gleich mal vor. Ihr müsst euch unterhalten, denn sie sucht ständig Fotografen für ihre Agentur, und ich habe ihr schon viel von deinen Bildern erzählt.« Manche vermuten niedere Motive hinter deinen Kontaktvermittlungen. Dabei gibt es nur einen Grund, der dich strahlen lässt, wenn zwei Menschen, die sich durch dich kennen gelernt haben, ein neues Projekt – egal ob Baby oder Internet-Start-up – anfangen: deine befriedigte Eitelkeit.

Dein typischer Satz: »Ihr solltet euch unbedingt mal kennen lernen.«

Deine Internetcommunity: facebook.com – nur so stellst du sicher, dass deine Bekanntmachungsmaschinerie nicht an den Landesgrenzen endet.

Vorschlag für die Zukunft: Bevor du Philipp und Arne zum dritten Mal über ihre gemeinsamen Interessen aufklärst, widme dich doch lieber mal deinen eigenen: denn bislang bist du noch immer alleine nach Hause gegangen. •

NEON.de

NEON-Link: GUT VERNETZT

Wie viel Vitamin B ist gesund? Wann reagiert ihr allergisch? Die Diskussion auf NEON.de

Vor allem Menschen in helfenden Berufen tun sich schwer, abends abzuschalten.



Auf Stand-by

Ständige Erreichbarkeit, lange Arbeitstage und die Idee, dass nur Aufopferung irgendwann Früchte trägt: Es gibt viele Gründe, warum wir in unserer Freizeit NICHT ABSCHALTEN KÖNNEN. Wie schafft man es, dass der Feierabend wieder zum Feierabend wird?

Text: Annabel Dillig, Fotos: Stefan Jäggi

»W as der Chef wohl zur Präsentation sagen wird? Wenn er unzufrieden ist, wird K. sich wieder freuen, die Giftspritze.

Am besten ich fahre jetzt heim, werfe den Tiefkühlfisch à la Bordelaise ins Rohr und geh beim Essen alles noch mal durch. Ach, die Tabellen sind auch noch runterzuladen; das mach ich dann gemütlich vor dem Fernseher. Anschließend noch ein Probedurchlauf des Vortrags üben, wie die vorbereiteten Witze möglichst spontan rüberkommen, und bis 23 Uhr bin ich fertig mit allem. War heute Abend nicht was? Mist, die Einladung von Eva. Hilft nichts, absagen, am besten per SMS – da kann sie schlecht widersprechen. Ich versetze meine Freunde ja nicht zum Spaß, sondern wegen der Arbeit – das müssen sie verstehen.«

Wir sind auf Stand-by. Wir können nicht mehr abschalten. Wie es so weit gekommen ist? Gut, es wurden Diensthandys erfunden, auf denen der Chef auch nach Arbeitsschluss anrufen kann. Es gibt das Internet, das 24 Stunden lang an ist, und Mails, die man rund um die Uhr verschicken kann. Und dann war da noch der Link, diese vermaledeite Buchstaben-Zahlen-Kombination, mit der sich die Arbeitsmails auch von zu Hause lesen lassen. Der EDV-Mensch der Firma hat sie einem eingerichtet, gütig lächelnd, als müsste man für diese noble Geste des Konzerns auch noch dankbar sein. Dieser Link hat dem Feierabend endgültig den Garaus gemacht.

Mausetot ist er, zu Grabe getragen auf dem Friedhof der Dinge des 20. Jahrhunderts, neben Leidensgenossen wie dem Betriebsausflug, dem Kündigungsschutz und der Festanstellung. Alles Retro-Berufsdinge, die einem heute genau-

so wenig unterkommen wie der schöne Satz »Freitag ab eins – macht jeder seins«. Freitag ab eins macht noch lange nicht jeder seins.

Freitag ab eins gibt es noch immer einen Text, der nicht fertig ist, oder eine Konferenz, die es vorzubereiten gilt. Genau wie Samstag um elf und Sonntagabend um acht – pfeif auf den Tatort, die Präsentation ist wichtiger. In einer Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft wie der unseren verdienen immer mehr Menschen ihr Geld mit einer Variante geistiger Arbeit. Und das Hirn lässt sich nicht um Punkt fünf

Unterbrechungen im Büro sind ein Grund, warum wir die tatsächliche Arbeit mit nach Hause nehmen

auf die Werkbank legen wie ein Werkzeug, das man erst am nächsten Morgen wieder anrührt. Das, worüber wir den ganzen Tag nachgedacht haben – ein Businessplan, eine Werbekampagne oder ein medizinischer Fall –, begleitet uns auf dem Nachhauseweg, weil sich Probleme und Ideen, um sie zu lösen, nicht an Arbeitszeiten halten. Und es ist noch nicht einmal die Entwicklung des Medikaments gegen Aids oder der Geistesblitz für die preisverdächtige Werbekampagne, der uns nicht schlafen lässt: Meistens wälzen wir uns nachts herum, weil wir überlegen, ob wir das Memo, das wir den Kollegen ins Fach gelegt haben, nicht doch in Farbe hätten ausdrucken sollen. Ob der Chef mor-

gen zur Abwechslung ein gebügeltes Hemd anhat und ob der X aus der Buchhaltung wirklich was mit der Z hat, wie es der Flurfunk seit Wochen meldet. Es ist der tägliche Sorgenkleinkram, der Menschen mürbe macht, wissen Psychologen. Nicht Schicksalsschläge, sondern ständiges Grübeln führt zum Burn-out.

In der globalisierten Arbeitswelt hat sich der Büroalltag verändert: Unternehmen sind heute deutschland- oder weltweit vernetzt. An irgendeinem Standort wird immer gearbeitet, Entscheidungen müssen rund um die Uhr getroffen werden. E-Mail, Messenger, Smartphone – all das wurde einmal erfunden, um in dieser Welt den Überblick zu behalten. Doch die Kommunikationsgeräte haben vor allem eines geschaffen: ein Klima ständiger Ablenkung. Laut Statistik wird der Büromensch alle elf Minuten unterbrochen. Von Anrufen, einer E-Mail oder vom Kollegen, der Selbstgebackenes reicht und Genaueres weiß über die Affäre vom X aus der Buchhaltung. Danach braucht man durchschnittlich acht Minuten, um dort weiterzumachen, wo man unterbrochen wurde. Führungskräfte sind von Unterbrechungen besonders betroffen. Wissenschaftler konnten zeigen, dass in das Postfach eines »Wissensarbeiters« rund 300 Mails an nur einem Tag tröpfeln. Die meisten sind mit einem Ausrufezeichen versehen. Entscheidend ist allein die gefühlte Wichtigkeit des Absenders.

Weil wir in der offiziellen Arbeitszeit mit Kommunizieren und Koordinieren beschäftigt sind, nehmen viele die tatsächliche Arbeit mit nach Hause – zumindest in Gedanken. »Entgrenzung der Arbeit« nennen Wissenschaftler das. Es heißt nichts anderes als die zunehmende Vermischung von Beruf und Frei- ▶

▶ zeit. Entgrenzung der Arbeit war auch die Erklärung, die in den letzten beiden Jahren aus einzelnen Suiziden neun überlasteter Mitarbeiter französischer Konzerne eine Selbstmordserie machte. Da war der Designer bei Renault, der nach einer Sitzung aus dem Fenster sprang. Da war ein anderer »Créateur d'Automobile«, der sich im Teich auf dem Firmengelände ertränkte. Und ein Elektromechaniker bei Peugeot, dessen Selbstmord in direktem Zusammenhang mit seiner Arbeit stand. Was Angehörige und Freunde dieser Menschen erzählen, klingt nach Nicht-abschalten-Können in Extremform: Nur noch von der Arbeit hätten die Männer gesprochen, bis spät am Abend von zu Hause aus Mails beantwortet, nur drei Stunden Schlaf pro Nacht.

Auch wenn die meisten von uns noch nicht depressiv um den Firmenteich schleichen, in Ansätzen kennen wir diese Maßnahmen der Selbstverklagung. Am Wochenende für eine Sonderschicht ins Büro zu kommen, ist so selbstverständlich geworden, wie dem Freund beim Umzug zu helfen. Wir sind recht kreativ geworden, wenn es darum geht, die Arbeit ins Privatleben auszuweiten: Arzttermine legen wir auf den Samstagvormittag – Hauptsache, der Gesundheitscheck stört nicht die Arbeitswoche. Zum Brainstorming mit den Kollegen verabreden wir uns im Anschluss an die Büroarbeit – natürlich in der Kneipe, damit wenigstens der Anschein von Freizeit und Freiwilligkeit gewahrt bleibt. Und die Zugfahrt nutzen wir, um noch eben ein Exposé zu schreiben.

Jakob Schrenk beschreibt in seinem Buch »Die Kunst der Selbstausschöpfung«, das auf einen NEON-Artikel zurückgeht, wie die Arbeit unser Privatleben erobert. Schrenk berichtet aus einer Arbeitswelt, in der sich jeder selbst auf Stand-by setzt. Wir aktivieren diesen Modus, indem wir zwar den Arbeitsplatz verlassen, aber alle Möglichkeiten, für den Arbeitgeber erreichbar zu bleiben, mitnehmen: das Diensthandy, den WLAN-fähigen Laptop, das Blackberry.

Leben ist da, wo Netz ist, schreibt die Kommunikationswissenschaftlerin Miriam Meckel, und bezeichnet Nicht-abschalten-Können als »die Zivilisationskrankheit der modernen vernetzten Gesellschaft«. Nicht die Technik sei schuld, sondern der »Homo connectus« selbst, der es als Mantra der Moderne begreife, immer und überall erreichbar zu sein. Eine Studie der Universität St. Gallen zeigt, dass sich mehr als ein Drittel der Angestellten von Smartphones unter Druck gesetzt fühlt. Fast die Hälfte der Befragten gab an, dass die Geräte ihre Arbeitszeit nicht verkürzen, sondern verlängern. Im

Privatleben noch dienstlich erreichbar zu sein, bedeutet nicht mehr Flexibilität und Freiheit, sondern die Einschränkung derselben: Es heißt, ständig verfügbar zu sein für Kunden, Vorgesetzte oder den Kollegen, der Wochenenddienst schiebt und nicht sicher ist, an wen die Mappen denn nun rausgeschickt werden sollen. Nicht erreichbar zu sein, ist Luxus geworden. Und wer kein Alpental für das ausgeschaltete Handy verantwortlich machen kann, muss es halt einfach selbst ausstellen.

Es sind vor allem Berufsanfänger, die sich damit schwertun und auf die neuen Lebensumstände – sprich: die erste Anstellung – mit der totalen Aufgabe ihres Privatlebens reagieren. Sie rackern mit der Überzeugung, Opferbereitschaft werde später mit Einkommen und Aufstieg vergolten. Fast jeder hat diesen einen Typ im Bekanntenkreis, der mit seinem ersten Job nach dem Studium komplett von der Bildfläche verschwunden ist. Arbeitet sechzig Wochenstunden, verdient ein Heidengeld, raunen die,

Freitag ab eins macht noch lange nicht jeder seins. Sonderschichten am Wochenende sind die Regel

die zuletzt Kontakt hatten. Seine Stationen werden durchgegeben: Düsseldorf, München, Shanghai. Und seine Gehaltsexplosionen. Man hört dann erst wieder von ihm, wenn a) seine Ehe in die Brüche gegangen ist, b) er es in den Aufsichtsrat eines großen Unternehmens geschafft hat oder c) er spektakulär aus einer Burn-out-Klinik am Chiemsee getürmt ist, um wieder in sein Jobhamsterrad zu steigen.

Für die Arbeitsleistung gilt das Prinzip des abnehmenden Grenznutzens: Ab einem bestimmten Punkt bringt zusätzlicher Aufwand nicht mehr Erfolg. Forscher der Universität Konstanz konnten nachweisen: Je länger die Arbeitszeit und je größer der Druck, desto weniger konnten die Befragten abschalten. Auch die sozialen Beziehungen der Untersuchten litten. Welchen Freund nervt es nicht, wenn zum dritten Mal abgesagt wird? Und wer möchte beim Ausgehen den Flurfunk fremder Unternehmen erfahren? Reicht es nicht, dass man den Mist selbst mehr als vierzig Stunden pro Woche mitbekommt? Neben Berufsanfängern nehmen vor allem Menschen in »helfen-

den Berufen« ihre Sorgen mit nach Hause: der Arzt, den die Last der Verantwortung für den schweren Fall auf der Intensivstation umtreibt, oder der Drogenberater, der auch spät in der Nacht von seinem Lieblingsjunkie angerufen wird. Im permanenten Stand-by-Modus leben auch alle, die mit Ideen ihr Geld verdienen. Sie tun sich besonders schwer, ihre Kreativität innerhalb gesetzter Arbeitszeiten auszuleben. Ideen kommen in Phasen der Entspannung, also auch am Abend und am Wochenende. Selbstständige Kreative leben zudem im Bewusstsein, als Einmannunternehmen selbst für ihren Lebensunterhalt und das berufliche Fortkommen verantwortlich zu sein. Das erhöht den Druck.

Viele Menschen sitzen dem Irrtum auf, man könne die Arbeit »verbequemern«. Wenn das Exposé schon fertig gemacht werden muss, dann wenigstens dabei fernsehen. Wenn schon die Zahlen für den nächsten Tag vorzubereiten sind, dann doch den Laptop mit zum See nehmen. Allein: Es funktioniert nicht. Das Exposé ist »Dr. House«-bedingt ein bisschen flapsig geraten, der Zahlensalat, der vom See zurückkommt, enthält massenhaft Fehler, weil die frisbeeschmeißenden Bikinimädels halt doch spannender waren als die Excel-Tabelle. Besser ist es, die Arbeit gleich zu vertagen. Sich abends aus dem Businessoutfit zu schälen und den süchtig machenden Duft beruflicher Selbstbestätigung auch gleich loszuwerden. Ans andere Ende der Stadt zu ziehen, damit man zumindest eine geografische Entfernung zur Arbeit hat und auf dem Weg nach Hause ein bisschen echtes Leben mitbekommt: Die Spaziergänger am Fluss arbeiten gar nicht! Und sie sehen sehr zufrieden aus! Natürlich muss jeder für sich selbst entscheiden, wie viel Raum er der Arbeit in seinem Leben einräumen möchte. Wie sehr er zu Opfern bereit ist. Ob Leben nicht doch mehr bedeutet, als eine Festanstellung anzustreben oder sie zu verteidigen.

Aber selbst wer das Leben im Hamsterrad wählt: Klare Grenzen braucht es trotzdem. Nichts ist gesundheitsgefährdender als ein permanent schlechtes Gewissen. Wenn sich Arbeit und Freizeit andauernd vermischen, leidet beides. Die Arbeit unter der Frustration, zu wenig Zeit für Freunde zu haben. Und die Freizeit unter dem Primat des Wortes »eigentlich«, das wir ständig vor uns hin murmeln. Eigentlich sollte ich die Konferenz morgen vorbereiten. Eigentlich sollte ich die Zahlen noch mal checken. Dabei sollte ich eigentlich Schluss machen, Freunde anrufen und den Feierabend vom Friedhof holen. •

»Warte, Schatz, ich muss
nur schnell schauen, ob
der Dings aus der Buchhaltung
zurückgeschrieben hat.«

A2



Quelle: Süddeutsche Zeitung

© Süddeutsche Zeitung

Theaterkritik

Wartestellung vorm Schlüsselloch

Kalkulierte Zweitverwertung: Bestseller-Romane auf der Theaterbühne

Charlotte Roches "Feuchtgebiete" am Neuen Theater Halle trockengelegt *Annabel Dillig*

Da liegt sie in weißen Nierenschalen: Helen Memel, in siebenfacher Ausführung. Die hämorrhoidal gebeutelte Romanheldin der "Feuchtgebiete" wird von sieben Schauspielern verkörpert: vier Männer und drei Frauen in blütenweißen Feinripp-Unterhosen und BHs aus Mullbinden, kindlich eingerollt, verliebt-versunken in die eigene Anatomie. Am Ende werden sie mit blut- und erdverschmierter Unterwäsche wieder in ihre Wannen steigen - und trotzdem eine Inszenierung hinter sich haben, die reinlicher nicht hätte ausfallen können.

Charlotte Roches "Feuchtgebiete" haben sich inzwischen mehr als eine Million Mal verkauft, und es war nur eine Frage der Zeit, wer das Skandalwerk zuerst auf die Bühne bringt. Dass ausgerechnet das Neue Theater Halle den Zuschlag für die Uraufführung erhielt, ist, so heißt es, auf die Bekanntschaft der Regisseurin Christina Friedrich mit Charlotte Roche zurückzuführen. Seit Wochen sind die Vorstellungen ausverkauft: maximale Aufmerksamkeit bei minimaler Erwartung eines Publikums, das bereits vor der Premiere freudig feixte, wie die bevorstehende Illustration der Stichwörter Analfissur, Muschischleim und Popelverzehr auf der Bühne wohl aussieht. Doch dazu kam es nicht, denn Regisseurin Christina Friedrich lässt sich gar nicht erst ein auf Roches ausufernde Selbstbefriedigungspostulate.

"Eine Art sexueller Überforderung von sich selbst", hat Charlotte Roche ihrer fast zwanghaft experimentierfreudigen Heldin attestiert. Helen Memel ist eine, die sich mit ihrer Freizügigkeit für größere Herausforderungen des Lebens stählen will als für sexuelle.

Wenn im Buch seitenlang beschrieben wird, was alles Helen sich vaginal einführt, von Duschköpfen über Rasierer bis zu ungereinigten Grillzangen, wird das entweder nicht erwähnt, verkürzt oder ironisch so gebrochen, dass es nicht mehr weh tut. Einmal werden dem Chor, der gerade Helens versaute Lieblingsvokabeln intoniert, Sätze untergejubelt, die dem Medienrummel um das Buch entstammen: der Beweis, dass man sich in Halle bewusst war, wie schmal der Grat zur Peinlichkeit ist. Offenbar hat die Regisseurin aus dem Mario-Barth-Effekt der "Feuchtgebiete"-Lesungen gelernt: Wenn das Tabu zum Kollektiverlebnis wird, mag vielleicht befreit gelacht werden, aber was so offenherzig daherkommt, ist doch nur doof und banal.

Klüger als die Vorlage

Christina Friedrich macht aus dem Text ein Kondensat extremer Schmerz- und Lusterfahrungen einer jungen Frau - und nimmt Roches Figur damit ernster als die Autorin selbst. In einer szenischen Collage, die immer wieder den Halt zu verlieren droht und der ein Nicht-

Kenner des Buchs kaum folgen kann, oszilliert die Inszenierung unentschieden zwischen Komik und Tragik. Helens physischer Schmerz wird dabei im Jetzt des Klinikaufenthalts verortet, ihr psychischer im Verarbeiten traumatischer Familienerlebnisse. Trost im sterilen Krankenhausalltag spendet Pfleger Robin, der bald zum Fixpunkt analer Sexphantasien wird. Am Ende gehen die beiden nicht nur in eine der im Bühnenboden eingelassenen Wannen zurück, sondern einer gemeinsamen Zukunft entgegen. Dass sich die radikale, von körperlichen und weiblichen Rollenerwartungen emanzipiert gebende Helen am Ende in die Arme eines professionellen Kümmerers wirft, ist noch immer der größte Skandal des Buchs.

Die Metaebene von Roches Text, das Anprangern eines fehlgeleiteten Körperverständnisses, vermittelt das Stück durch jene programmatischen Sätze, die sich überall im Buch finden und die kompiliert - mal durch den Chor, mal szenisch, mal in Songs - dargestellt werden. Durch diese Textmontage entstehen neue Zusammenhänge und ein Tiefgang, den das Buch nicht bietet.

Das vielleicht schönste Bild der Inszenierung ist, wenn Ines Schiller als Helen ganz selbstverständlich ein Stück rohes Fleisch verzehrt, das ihr operativ entferntes Furunkel symbolisiert: So zeigt die Regisseurin das radikale Annehmen

Quelle: Süddeutsche Zeitung

© Süddeutsche Zeitung

des eigenen Körpers in Schmerz
und Lust, die autoerotische
Selbstvergewisserung einer Frau -
stellvertretend für eine Generation,
die auf den medial vermittelten
Terror der Körperlichkeit
verunsichert reagiert.

Ja, die Bühnenfassung ist klüger als
ihre Vorlage. Aber was heißt das
schon? Man möchte sich ein
Feuchtgebiet für das Theater
wünschen, wo sich eigene Ideen
vermehrten wie Helens Bakterien auf

dem Krankenhausflur. Ein Biotop
schlauer, schmutzig-schöner Stoffe,
nur fürs Theater.

Quelle: Süddeutsche Zeitung

© Süddeutsche Zeitung

Feuilleton

Wohnst Du noch oder wachst Du schon?

Sicherheit als Statussymbol: Auch in Europa schotten sich immer mehr Menschen in "Gated Communities" ab Annabel Dillig

Bevor irgendein Umzugswagen vorfahren konnte, rüttelte erst einmal die deutsche Kulturkritik am eisernen Gittertor an der Berliner Straße. Sieben Jahre ist das her. Inzwischen ist es still geworden um das, wogegen da Sturm gelaufen wurde: "Arcadia", Deutschlands erste "Gated Community", eine bewachte Apartment- und Villensiedlung mit Blick auf die Havel und Schloss Babelsberg. Quadratmeterpreise zwischen 3000 und 4000 Euro, Zugangsbeschränkung, Sicherheitsvorrichtungen, zudem ein Servicepaket, das mit Wohlfühl-Dienstleistungen reich bestückt und fertig geschnürt war.

Ein Teil der vierzig "exklusiven Residenzen in wertvoller Lage" - das Gebiet an der Glienicker Brücke gehört immerhin zum Unesco-Welterbe - steht noch immer leer. Arcadia hat ein Imageproblem: Wohnen hinter Mauer und Zaun gilt hierzulande als unattraktiv. "In den deutschen Kommunalverwaltungen ist man sich wohl einig, diese Art Privateigentum bei uns nicht sehen zu wollen", sagt Georg Glasze, der sich als Geograph an der Universität Mainz seit Jahren mit diesem Phänomen beschäftigt.

In zahlreichen Ländern Europas zeigt sich allerdings ein anderes Bild: Immer mehr Menschen in Spanien, Portugal, Griechenland, Frankreich, Großbritannien, Polen, der Ukraine und Russland möchten in einer bewachten Wohnanlage leben und sich vor der gefühlten Gefahr einer Gesellschaft schützen,

die immer weiter auseinanderdriftet. Für Ruhe und Sicherheit nehmen sie in Kauf, dass jeder Besucher, von der Oma bis zur Putzfrau, an der Pforte angemeldet werden muss. Ein Mensch mit der Berufsbezeichnung "Doorman" entscheidet dort, wo das Recht auf Eigentum anfängt und das Recht auf Bewegungsfreiheit endet.

Die Pforte ist neben einer Umzäunung oder Mauer das Merkmal, das eine Siedlung zu einer Gated Community macht. In den USA gab es davon Mitte der Neunziger Jahre rund 20 000, bis heute entstehen immer neue, vor allem an der Westküste. In Kalifornien leben mittlerweile rund vierzig Prozent der Menschen in privaten, bewachten Wohnanlagen. Meist sind ihre Bewohner weiß, sie gehören der Mittel- oder Oberschicht an, schätzen den Wert des Eigentums und fühlen sich vom Staat nicht in ausreichendem Maße geschützt. Schriftsteller wie T.C. Boyle haben längst mit dieser eingemauerten Mittelklasse abgerechnet: In Boyles Roman "América" darf Delaney Moosbacher, der Protagonist, über die "kryptofaschistischen Uniformen" der Wachleute seiner Siedlung lästern - und ist am Ende doch froh, in dem von ihnen bewachten Schutzraum zu leben.

Der urbane Raum ist in Amerika in den vergangenen Jahrzehnten zur Projektionsfläche einer existenziellen Angst und Unsicherheit geworden, einer Angst, vor dem Moloch Stadt, wie sie es

auch schon im 19. Jahrhundert gab. Das Abschotten in den Gated Communities der Vorstädte hat dazu beigetragen, dass die Klassensegregation die Rassensegregation weitgehend abgelöst hat. Die Angst vor zu großer Nähe zu der vermeintlich kriminellen Unterschicht hat eine "Kultur des Nicht-Berührens" hervorgebracht, so der Soziologe Jan Wehrheim. Die Folge ist eine residenzielle Entmischung, für die es seit einigen Jahren auch in Europa eine Tendenz gibt.

Wohin die sozialräumliche Polarisierung, diese secession of the successful, führen kann, konnte man im Herbst in den französischen Banlieues sehen, als die gesellschaftlich weniger Erfolgreichen ihre Wohnorte anzündeten. Der durchschnittliche Paris-Einwohner, der die Unruhen jenseits der Périphérique-Autobahn, so schien es, allenfalls mit einem Kopfschütteln quittierte, schützt sich gegen das Vorstadtpersonal schon lange mit Zugangscodes, die sich an nahezu jedem Wohnhaus befinden

Ausgerechnet in Frankreich, wo das Abzeichnen amerikanischer Schablonen traditionell auf wenig Begeisterung stößt, hat sich das Modell der "résidence clôturée", der geschlossenen Wohnanlage, rasant ausgebreitet. Was es vor zehn Jahren nur im Großraum Paris und an der Côte d'Azur gab, ist heute in 18 von 22 Regionen zu beobachten: die Privatisierung des öffentlichen (Wohn-)Raumes. Immobilienfirmen

Quelle: Süddeutsche Zeitung

© Süddeutsche Zeitung

wie Monné-Decroix befriedigen mit ihrem Angebot eine Sehnsucht nach Sicherheit, die als Statussymbol nicht mehr nur für diejenigen erschwinglich ist, die ihre Zweit-Villa am Mittelmeer gesichert wissen wollen.

Gefühlte Bedrohung

Als Käufer- und Mietergruppe der "résidences clôturées" wurde längst eine Mittelschicht entdeckt, die nichts mehr fürchtet als den sozialen Abstieg. Seitdem lockt man sie an verheißungsvoll klingende Orte wie "Les portes du soleil" nördlich von Montpellier und "Les Terrasses de Louxor" bei Lyon. Die ästhetisch wie baustofflich wenig aufregenden Immobilien, in der Regel Apartments, garniert man mit ein bisschen Oberschichtssymbolik - kraftstrotzendem Rasen in der Auffahrt, Swimmingpool und einem Arsenal an Sicherheitsschnickschnack. Dass die Bewohner die Videoüberwachung nur bereitgestellt bekommen, aber am eigenen Monitor selbst auf Verbrecherjagd gehen müssen, stört hier niemanden: "Es geht um die Befriedigung eines Unsicherheitsgefühls, das in der Regel nicht mit einer realen Bedrohung korreliert," sagt Georg Glasze. So macht in T.C. Boyles Roman "América" allein die Imagination eines Verbrechens aus liberalen Menschen argwöhnische, waffenverliebte Freaks. Ihre Angst befriedigen sie, indem sie eine Kulisse der Sicherheit erzeugen, dem Schicksal einige Überwachungskameras an die Seite stellen und den Bereich dessen, was sie glauben, kontrollieren zu können, immer weiter ausdehnen.

Glaszes Untersuchungen weisen darauf hin, dass das Phänomen vor allem Städte mittlerer Größe erreicht hat - in Frankreich etwa Toulouse und Nantes - sowie die Metropolen Osteuropas, deren Wohnungsmärkte im Gegensatz zu den Großstädten des Westens noch dynamisch sind.

"Transformationseffekte seit dem Ende des Kalten Krieges haben etwa in Polen ein Unsicherheitsempfinden ausgelöst, das sich in urbanen Phänomenen wie bewachten Wohnanlagen ausdrücken kann." Ursynow ist so ein Fall: früher eine Ansammlung von Plattenbauten und Zweitresidenzen für Parteifunktionäre und Apparatschiks. Heute hat das Viertel im Süden Warschaus einen modernen Anstrich bekommen - und innerhalb der Siedlung mehrere Gated Communities. Ähnliches gilt für umzäunte Wohnanlagen in Kiew ("Golden Gates") und Moskau ("Pokrovsky Hills").

In Großbritannien beschränkt sich das Phänomen dagegen, wie auch bei uns, vor allem auf bewachte Apartment-Komplexe. Rund 1000 gibt es inzwischen, die meisten in der Hauptstadt. Bow Quarter in East London, zum Beispiel: Ein Koloss von 700 1-, 2- und 3-Zimmer-Wohnungen mit Wachmannschaft und dutzenden Infrarot-Kameras - eine saubere, graffitifreie Insel inmitten eines vitalen Szenekiezes; eine Rückzugsbastion für all die young urban professionals, die ihr Leben gerne mit der Hipness eines Viertels schmücken.

In deutschen Großstädten wie Berlin funktioniert es ähnlich: Umzäunte Apartment-Komplexe, die mit Ruhe und Sicherheit werben, gibt es in Mitte, Friedrichshain und

Prenzlauer Berg. Das dort wohnende Edel-Individuum öffnet sein Fenster gern, um ein wenig multikulturellen Dönerduft in den hochpreisigen, exklusiven Loft hereinwehen zu lassen. Und mit einem Warenaufzug fährt hier kein Fremder direkt in die Wohnung, dem Doorman sei Dank.

Die kernige Sicherheitsrhetorik, mit der die Anbieter dieser exklusiven Immobilien noch in den Neunzigern geworben haben, wird heute vorsichtiger dosiert. Zu folgenreich waren negativ geführte Debatten wie jene über Arcadia. Schließlich weiß bei einem Blick auf die Statistik jeder: In Potsdam mag es laut Kriminalitätsrate gefährlicher zugehen als in Heidelberg, aber eben auch harmloser als in Oldenburg. Doch nicht die reale, sondern die gefühlte Bedrohung ist entscheidend, das weiß man auch bei Arcadia: Auf der Webseite heißt es im Vorwort zu einem Interview: "Doorman und Gärtner schildern, wie Dienstleistung professionell gelebt wird und eine friedliche Atmosphäre entstehen lässt, die außerhalb des Zauns nicht möglich erscheint." ANNABEL DILLIG

Arcadia, die erste "Gated Community" in Deutschland: "Eine friedliche Atmosphäre, die außerhalb des Zauns nicht möglich erscheint."

Foto: Ullstein-Hermes

Bildunterschrift: Arcadia, die erste "Gated Community" in Deutschland: "Eine friedliche Atmosphäre, die außerhalb des Zauns nicht möglich erscheint." Foto: Ullstein-Hermes